

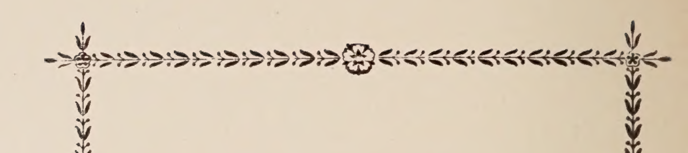
Dhimi Kalcho, ein Uraukind.

Von Frau Missionar **Bruske**.

Vierte Auflage.

Friedenau-Berlin.
Buchhandlung der
Goßnerschen Mission.

Preis 5 Pfg.



Zur freundlichen Beachtung!

Die Goßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens", des Berliner Predigers Johannes Goßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in der christlichen Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium
der Goßnerschen Mission
in Friedenau-Berlin,
Handjery-Straße 19–20.

Dhimi Kalcho, ein Araukind.

Von Frau Miss. **Bruske.**

In das letzte der kleinen Häuser hinter unserm Missionshofe, in denen Kolschristen wohnen, blicken wir hinein. Dort sitzt vor dem niedrigen Herde auf einer Matte ein braunes Weib. Während sie das schwache Feuer schürt, um den Reis zur Abendmahlzeit darauf zu kochen, fällt der Flamme Schein auf ihr Gesicht. Die müden Augen und die matten Bewegungen bei ihrer Arbeit, der traurige Gesichtsausdruck erzählen von schlaflosen Nächten, von Sorge und Leid. Auf ihren Knieen liegt ein kleiner kranker Knabe, ach, welch ein Bild des Jammers, so hohlwangig, so abgezehrt am ganzen Körper. Es ist ein Wunder, daß es immer noch lebt, das kleine Wesen; denn schon seit vielen Wochen leidet es, nun ist es aber zu einer so winzig kleinen Gestalt zusammengesunken und so kraftlos, es kann nicht lange mehr währen, so hat es ausgekämpft. — „Wie geht es deinem Kleinen jetzt, Salomi?" — „Er wird dorthin gehen, wo Dhimi hingegangen ist," giebt sie leise zur Antwort, und inniger drückt sie ihn an sich, als wollte sie ihn doch noch nicht gehen lassen. — Eine Stunde verrinnt. Schwerer und schwerer ringt sich der Athem aus der kleinen Brust — jetzt steht er still. —

Lange, lange sitzt sie da mit dem toten Kinde im Arm, und Iliasar, (Elieser) ihr Mann, sitzt nicht weit davon, stützt den Kopf in die Hand und

blickt ins Feuer. Das flackert nur noch ein wenig und droht zu verlöschen, und ob es verlischt und der Reis heute nicht gar wird, was kümmert's die beiden? — Sie klagen und weinen auch nicht mehr wie vor wenigen Tagen, ach, es ist ja nicht das erste Leid, das sie trifft, und nun sind sie stumm vor übergroßem Schmerze. —

Wer aber war Dhimi, und wo ist sie hingegangen?

Sie war ein liebes kleines Mädchen, das fünfjährige Töchterchen Iliasar und Salomi und so recht seiner Eltern Wonne. Nicht nur seiner Eltern, sondern der ganzen Nachbarschaft Liebling war Dhimi. Weshalb wohl, vielleicht weil sie so freundlich blickende Augen hatte, einen lachenden Mund und so flinke kleine Füße? Das mag schon sein, daß dies auch manchem gefiel, doch das war es nicht, wodurch sie jedermanns Herz gewann. Der Zauber lag in ihrer beständigen Fröhlichkeit, in dem lieblichen Zutrauen, das sie jedem entgegenbrachte. Sie war so ganz anders, als sonst hier Kinder sind, unter denen oft schon größere scheu das Weite suchen, sobald sie ein weißes Gesicht erblicken, und die kleineren verbergen sich gewöhnlich mit großem Geschrei hinter der Mutter, wie etwa die Kleinen in der Heimat vor einem schwarzen Menschenkinde davon laufen würden.

Dhimi gefiel es wenig, im Hause zu bleiben, die Mutter hatte immer zu thun, war auch mehr mit dem kleinen Brüderchen beschäftigt, als daß sie sich mit ihr hätte viel befassen können. Auch gab's in der dunklen Stube nichts Interessantes zu sehen, und sie wollte doch viel Schönes sehen. Eine Kleinkinderschule, wo es Schönes zu sehen, zu spielen und zu lernen giebt, haben aber die Kolschristen noch nicht. Eine kleine Spielgefährtin hatte Dhimi auch nicht, darum suchte sie ihre Unterhaltung in dem

großen Garten, wo ihr Vater täglich arbeitete. Des Morgens, wenn die Sonne aufging, war auch Dhimi gewöhnlich schon wach. Schnell mußte ihr die Mutter etwas zu essen geben, wenn nämlich vom letzten Abendbrote etwas übrig geblieben war. Sonst wurde erst um neun oder zehn Uhr wie bei allen Eingeborenen die erste Mahlzeit gehalten, und dann ging sie, ohne vorher etwas zu essen, mit ihrem Vater auf dessen Arbeitsplatz. Oft war es noch recht kalt um diese Zeit, besonders unsern Eingeborenen, die ein bischen Kälte gar nicht leiden mögen, und andere Kinder blieben sicher viel lieber am wärmenden Feuer bei der Mutter. Dhimi aber ließ sich nicht halten. Damit sie nun nicht friere, denn mit ihrer eigenen Kleidung sah es kläglich aus, gab ihr die Mutter eine große Sari, ein Kleid von sich, und es war drollig anzusehen, wenn sie darin vorbeistolzierte; sie kam sich darin sehr wichtig vor und war immer sehr geschäftig, sich das eine Ende des Zeuges gerade so über die linke Schulter zu werfen, wie die großen Mädchen und Frauen es hier zu Lande thun. Das war aber zu lang und schwer für sie und fiel immer wieder zur Seite, so daß sie dann eine lange Schleppe hinter sich herzog. Im Garten sang sie mit den bunten Vögeln um die Wette und wurde nicht müde, die erste Strophe eines Dankesliedes, das sie zuweilen gehört, immer zu wiederholen: „Hallelujah, Hallelujah, singe dem HErrn, o meine Seele" und die Engel haben gewiß in diesen ihren Gesang eingestimmt. Dem Vater aber ging die Arbeit um so leichter, wenn Dhimi sie mit ihrem Singen begleitete. Während er pflanzte und begoß und die Wege vom Unkraut reinigte, war sie damit beschäftigt, sich von Gräsern einen kleinen Besen zu binden, mit dem sie fleißig die trockenen Blätter zusammenfegte. Wurde ihr Vater aber einmal von seiner Arbeit abgerufen, damit er einen

Botengang oder etwas anderes thue, dann legte sie schnell ihren Besen hin, kam herbei gelaufen und trieb ihren Vater zur Eile an, indem sie sagte: „Der Sahib hat dich gerufen, lauf schnell, Vater, sonst wird er dich schelten." Und man merkte ihre Angst und Unruhe, wenn der Vater ihrer Meinung nach nicht schnell genug lief. Hatte sie aber den Ruf selbst nicht gehört und der Vater war gegangen, ohne ihr etwas zu sagen, dann war ihr sehr bange, wo er wohl geblieben sei. Rührend war es, wie zärtlich sie ihren Vater liebte. So geschah es einmal, daß wir in der Nähe ihr heftiges Weinen hörten, und wir fanden Dhimi mitten auf dem Wege liegen, sich hin und her werfend nach der lebhaften Art der großen und kleinen Kinder dieses Landes; das thränenüberströmte Gesichtchen drückte sich immer von neuem in den harten Sand und schrie und weinte, als müsse ihr das Herz brechen. Die Ursache ihres großen Schmerzes war, daß der Vater sie verlassen, und sie wußte nicht, wo er war. Dabei war sie keineswegs furchtsam, und das Haus ihrer Eltern ganz nahe. Endlich kam der Vater wieder; nun brachte er Dhimi ins Haus und strafte sie für ihr Geschrei. Sie weinte dabei nur noch leise und gab sich schnell zufrieden, die Strafe war ihr nicht so schwer, hatte sie doch nun ihren Vater wieder.

Obgleich Dhimi Urau sprach, denn das Hindi lernen die Kolskinder erst in der Schule, konnten wir uns doch leidlich miteinander verständigen. Sie schlich sich oft zu mir heran, wenn ich im Garten war oder auf der Veranda saß, lugte auch zuweilen durch die Thür und war glücklich, wenn ich ihr winkte, heranzukommen. Die Eltern erzählten, daß sie bisweilen so dringend bettele, ins Missionarshaus gehen zu dürfen, ein Verlangen, über das man sich wundert, wenn man weiß, wie scheu und ängstlich im allgemeinen die eingeborenen Kinder sind.

Wurde sie gefragt, was sie dort wolle, sagte sie schnell: „Ich will alles, alles sehen, ich werde nichts anfassen, nur sehen will ich, und dann gehe ich schnell wieder fort.“ Kam sie, so war gewöhnlich ihre erste Frage: „Was machst du?“ „Zuerst sagt man Isu sahai, Dhimi,“ gab ich ihr zurück. Mit verschämtem Lächeln winkte sie schnell mit der Hand ihren Gruß, und dann kam sie mit ihren vielen Fragen, die sie beschäftigten und auf die sie Auskunft haben wollte, die ich ihr leider nicht geben konnte, weil ich ihre Muttersprache nicht verstand. Wie sehr wünschte ich dann oft, Urau verstehen zu können, das mit seinen entsetzlich vielen Konsonanten so rauh und krächzend ans Ohr dringt, wie das heisere Gerede der Körner zerreibenden Reismühle. Wie gerne hätte ich gewußt, was sie dachte und sprach, während sie im Zimmer von einem Gegenstand zum andern wanderte, hierhin und dahin mit dem Zeigefinger weisend, immer für sich hinplauderte, und der Blick ihrer lebhaften Augen wie gebannt auf die Sachen geheftet war, die sie in ihrem Hause und dem ihrer Nachbarn nicht gesehen hatte. Ließ sie sich aber mit ungekämmtem Haar blicken, so mußte sie hören: „Dhimi, Dhimi, wie siehst du heute aus,“ dann eilte sie, so schnell sie konnte, davon, und frisch gewaschen und das krause widerspenstige Haar nach Möglichkeit geglättet, erschien sie ganz schüchtern wieder an der Veranda mit der stummen Bitte in dem ungemein lieblichen Gesichte: „Darf ich jetzt kommen?“

War die Runde im Bangelow gemacht, lief sie wohl auch nach der Küche, wo die Unterhaltung mit dem Koch, die sie mit ihrem stehenden: „was machst du da?“ einleitete, bald im Gange war. „Ich koche für den Sahib Reis und Dal,“ giebt der zur Antwort. „Kochst du für den Sahib Reis und Dal?“ wiederholte Dhimi nach der Weise der Eingeborenen

fragend die Antwort und fügte hinzu: „ich werde auch Reis essen, gieb mir auch etwas.“ Koch: „wie soll das gehen! wenn ich dir Essen gebe, wird mich der Sahib fortjagen.“ Dhimi: „wird dich der Sahib fortjagen, wenn du mir Essen giebst, gut, dann gieb mir nichts, ich werde wieder gehen,“ und noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem das köstliche Reisgericht bergenden Topfe sendend, geht sie, um ihrem Vater ihr Leid zu klagen, daß der Koch ihr kein Essen geben wolle und der Sahib ihn fortschicken wird, „aber,“ schloß sie treuherzig ihre Klage, „ist er nicht auch unser Sahib, wird er uns nicht essen geben, er wird doch.“

Beschäftigt wollte die kleine Dhimi immer sein. Saßen hier einige Frauen und flochten Matten, dauerte es nicht lange, so hatte sie ihnen ihre Hilfe angeboten, und nur zu gern sahen sie das kleine, drollige Mädchen neben sich; oder auf der Veranda wurde Wolle gezupft, zuerst ging es ganz still dabei zu, bald hörte man aber lebhaftes Geplauder. Dhimi hatte sich wieder eingefunden und war eifrig bei der Arbeit; sie sah genau zu, wie die Großen es machten, um es ihnen gleich zu thun. Wie strahlten aber ihre Augen, wenn man ihr sagte: „Dhimi muß wohl auch nachher einen Peißa bekommen.“ Eine besondere Freude war es für sie, wenn die Mutter sich anschickte, hinaus zu gehen, Gras zu schneiden, um es auf dem Bazar zu verkaufen und auf diese Weise noch etwas zum Unterhalt zu erwerben. Die Mutter band sich dann das kleine Brüderchen auf den Rücken, die Tocri, d. i. ein runder Korb, setzte sie sich auf den Kopf, nahm die Sichel zur Hand und gab Dhimi auf deren Bitten auch ein so altes krummes Eisen, daß einem angst und bange werden konnte, wenn man die Kleine dann damit im Grase herumhantieren sah, immer dicht bei ihren kleinen, nackten Füßen. Einmal hatte sie sich dabei recht

müde gearbeitet und müde gesungen und war eingeschlafen. Die Sichel in der Hand haltend, so fanden wir sie am Abend. Der Glut der Mittagssonne war der halbbekleidete Körper ausgesetzt gewesen und jetzt, wo der Nachtthau bereits an den Gräsern hing, lag sie noch da unbehütet und unbewacht von irgend einer menschlichen Seele, während jeden Augenblick der Biß einer giftigen Schlange, die im Anfange der Regenzeit aus ihren Schlupfwinkeln kommen, sie töten konnte. Erschrocken hoben wir sie auf und brachten sie ihren Eltern, die indessen unbegreiflich sorglos, wie alle Eingeborenen, noch gar nicht nach ihr ausgeschaut hatten, wohl wähnend, ihr Kind sei in der Nachbarschaft und werde sich schon von selbst wieder einfinden.

Dhimi konnte die Zeit kaum erwarten, da sie würde zur Schule gehen dürfen; immer von neuem richtete sie die Frage an ihre Eltern: „wann werde ich zur Schule gehen?" oder sagte: „ich werde jetzt gehen, ich will alles lernen" und wollte sie sich schwer zufrieden geben, wenn ihr gesagt wurde, sie sei noch zu klein. Einstweilen hatte ihr der Vater eine Schiefertafel und einen Griffel vom Bazar mitgebracht, da saß sie in den Regentagen oft unter dem Vordach an ihrem Hause und malte wunderliche Schriftzeichen. Ihre Tafel hütete sie wie ein Kleinod, wenn etwa die noch kleineren Geschwister der Mutter zum Besuche kamen und die Tafel gern haben wollten. — Der Sonntag war Dhimi immer ein sehr herbeigesehnter Tag. Schon am Sonnabend erkundigte sie sich genau, ob sie auch mit zur Kirche gehen dürfe. Nachdem die Mutter sie am Sonntag Morgen gewaschen und geölt, daß die braune Haut und das schwarze Haar nur so glänzte, verlangte sie ihr Sonntagsröckchen, denn sie wußte wohl, daß es anders nicht schicklich sei, zur Kirche zu gehen. Sie achtete genau darauf, wann die

Glocken zu läuten anheben würden, und so wie nur der erste Ton erklang, lief sie ungeduldig den Ihrigen ein Stück Wegs voraus zur Kirche. —

Da die Kolsmutter ihre Kinder nicht in irgend welcher Obhut lassen können, so sind sie leider genötigt, wollen sie selbst nicht zurückbleiben, sie mit zur Kirche zu nehmen. Mit gemischten Gefühlen sieht man dann die Mütter mit der Schaar der Kleinsten zum Gotteshause wandern. Man freut sich natürlich, wenn recht viele Frauen herbeikommen, aber die Freude wird nur zu bald tief herabgestimmt, wenn der Chor der kleinen Schreihälse die verschiedenen Stimmungen derselben nur zu kräftig zum Ausdruck bringt und nun gar erst die Drei- und Vierjährigen, die bereits auf eigenen Füßen stehen und das nicht umsonst gelernt haben wollen, sondern bald auf, bald unter den Bänken auf Entdeckungsreisen gehen, allerlei Kurzweil treiben und das Interesse ihrer Umgebung auf sich lenken. Einige schlafen glücklicherweise, aber es sind die wenigsten. Dazu sind die Kols durchaus freiheitsliebende Menschen, die auch die Kinder keineswegs in ihrer Freiheit beschränken mögen, und wo etwa ein schwacher Versuch dazu gemacht wird, scheitert er immer, denn die lieben Kleinen sind eben absolut nicht an Gehorsam gewöhnt, als daß sie nun gleich zarte Winke verstehen würden. Was fünfzig und mehr unserer braunen Lieblinge an Störungen während des Gottesdienstes zu leisten vermögen, kann man sich denken. Man atmet erleichtert auf, wenn der Kirchendiener dann und wann eine Gruppe Mütter und Kinder hinaus in die frischen Luft geleitet. Allmählich gewöhnt man sich daran, daß man bald wenig mehr von der Unruhe umher merkt, aber zu beklagen bleibt es doch, daß die meisten Frauen wenig oder garnichts aus dem Gotteshause mit nach Hause nehmen können. Man hat wohl hin und her

gesonnen, wie diesem großen Uebel abzuhelfen sei, auf einer anderen Station auch versucht, die Kleinsten während des Gottesdienstes anderswo unterzubringen, es scheint aber nicht durchführbar. —

Dhimi unterschied sich dadurch von den meisten anderen Kindern gleichen Alters, daß sie, obgleich sonst so lebhaft, so haschend nach Neuem, in der Kirche sich auffallend ruhig verhielt. Es war oft rührend und beschämend, zu sehen, wie ihre Augen unverwandt auf den Prediger gerichtet waren. Sie war ja noch zu jung, um von dem Gesagten viel verstehen zu können, dennoch prägten sich manche Worte, die doch in Hindi gesprochen waren, ihrem Gedächtnisse ein, die sie dann zu Hause wiederholte. Auch das Vaterunser konnte sie in Hindi.

Als des Nachbars Töchterlein, die kleine Ruth, getauft wurde, war Dhimi auch mit zur Kirche gewesen. So genau hatte sie während der Feier alles beobachtet und so eifrig gelauscht auf das, was der Prediger sagte, daß sie es jedem, mit dem sie nachher zusammentraf, in ihrer lebhaften Weise erzählte, wobei sie die Worte: nimm hin das Zeichen des Kreuzes 2c. genau wiedergab.

Was wird doch aus Dhimi noch werden, konnte man wohl fragen, wenn man ihre fröhliche singende Stimme hörte, ihren regen Eifer zum Lernen, zur Arbeit gewahrte, wenn ihr unermüdliches Fragen Zeugnis gab von ihrem regen Geistesleben, wenn ihr liebliches anschmiegendes Wesen, ihr weiches Gemüt unser Herz gefangen nahm, oder wenn sie, ihr selbst unbewußt, einen Zug zum Himmel offenbarte. Der Gedanke, ihre Entwicklung weiter beobachten zu dürfen, gewährte eine stille Freude. „Was wird aus ihr werden?“ auf diese Frage sollten wir bald Antwort bekommen.

Um die Zeit, da der Gora (eine Reisart) reif war zum Schnitte, forderte die alte Hanna, Salomis

Mutter, die letztere auf, ins Heimatsdorf herauszukommen, um den Ihrigen beim Reisschneiden zu helfen. Diese Nachricht rief bei Dhimi großen Jubel hervor, denn daß sie die Mutter begleiten würde, schien gar keine Frage. „Ich gehe zu meiner Großmutter,“ verkündete sie glückstrahlend jedem, der es nur hören wollte.

Reisevorbereitungen treffen unsere Kols nicht. Sie sind so glücklich, allezeit reisefertig zu sein. Das Kleid, das sie eben tragen, ist ihr Reisekleid, mit Abschiedsvisiten plagen sie sich nicht. Reisegepäck haben sie nicht, und was den Reiseproviant betrifft, so tragen sie in einer Messingschüssel etwas kalten, von der letzten Mahlzeit übrig gebliebenen Reis und das Trinkwasser in einem Tumba, einem ausgehölten Flaschenkürbis, mit sich von dannen. Letzteren können sie an jedem Fluß, den sie auf ihrer Reise durchwaten, von Neuem füllen. Im Schatten eines Baumes rasten sie, bereiten, wenn ihre Reise eine weitere ist und der Mundvorrat verzehrt, von mitgenommenen Reiskörnern eine neue Mahlzeit, und unter einem Baume schlagen sie auch ihr Nachtlager auf, d. h. sie hüllen sich ihr Zeug fester um und legen sich auf die harte Erde zum Schlafen nieder.

So legte auch Salomi mit ihren beiden Kindern einen sieben Kos (etwa 35 Kilometer) langen Weg zurück. Sie waren früh aufgebrochen, so daß sie schon vor Abend das Haus der Großmutter erreichten.

Nun kamen für Dhimi schöne Tage: wie viel Neues, Interessantes gab es da für sie! Mit gleichalterigen Mädchen und Buben konnte sie spielen, und welche Wonne, täglich mit den andern aufs Feld gehen zu dürfen, wo sie natürlich auch wieder den Großen alles nachthun wollte. Welches Vergnügen auch das, aus feuchter Erde ein kleines Haus zu bauen mit einem schmalen Eingang und einer regelrechten Feuerstelle darinnen und kleinen Eßnäpfen

aus Blättern zusammengesteckt, neben dieser. Wie staunten aber die Dorfkinder, wenn Dhimi zu singen begann, wußte sie doch so manche Strophe aus unserm Hindigesangbuch. Unter Singen, Spielen und Arbeiten eilte die Zeit schnell dahin, und als die Mutter sagte: „Nun müssen wir wieder nach Ranschi gehen," da schüttelte sie den Kopf und wollte nicht mit; die alte Hanna aber sagte: „Laß sie nur eine Weile hier, dann werde ich sie euch bringen."

So kehrte die Mutter allein zurück mit dem kleinen Brüderchen, das schon seit einiger Zeit krank war. Es hatte vorher schon laufen können, aber nun wollte es gar nicht mehr, war so weinerlich und lehnte so matt an dem Nacken der Mutter. Der Vater war es gar nicht zufrieden, daß sein kleines fröhliches Mädchen nicht mitgekommen war, er hatte sie schon so lange entbehren müssen. Acht Tage waren wieder vergangen, es ist Sonntagnachmittag. Jliaser sitzt vor seinem Haus und denkt: „Nun wird sie doch bald kommen, wer weiß, vielleicht morgen schon," und während er so daran denkt, schaut er hinüber nach der Straße; von dort aber kommt einer eilig hergelaufen, gerade auf sein Haus zu. Verwundert sieht er den an, das ist ja sein Schwager, der kommt aus dem Dorfe der Großmutter, ja eben aus ihrem Hause. Ach, der bringt traurige Botschaft: „Komme nur schnell!" ruft er ihm zu, „deine Dhimi ist sehr krank," und weiter erzählt er, wie sie am Freitag gegen Abend so still geworden sei, und seit gestern liege sie ganz unbeweglich da, könne nicht essen und spräche ganz unverständlich, da die Zähne fest zusammengepreßt seien. Ach, wie erschraken da die armen Eltern, die ihr Kind zuletzt so gesund und fröhlich gesehen. Schnell wurde beschlossen, daß der Vater seine Tochter nach Hause holen solle.

Am Morgen noch vor dem ersten Hahnenschrei

machte er sich auf den Weg, die Angst und die Liebe beflügelten seine Schritte, er gönnte sich keine Rast, sondern lief nur immer zu, während zu Hause seinem Weibe der Tag gar lange wurde vor banger Erwartung. Endlich, endlich neigte er sich, nun hielt sie's nicht mehr länger im Hause, sie ging, ihr krankes Kind im Arme, auf die Straße, zu sehen, ob sie nicht kämen, der Vater mit Dhimi. Lange schaut sie die Straße hinunter und schaut bis es dunkel geworden und sie nicht mehr sehen kann. — „Arme Mutter, was stehst du hier, geh doch hinein, setze dich ans Feuer. „Ich kann nicht, die Angst ist so groß," sagst du, o denke an deinen Knaben, merkst du denn nicht, wie aus den Dohns da drüben die Fieber bringenden Dünste aufsteigen? Die Nachtluft taugt nicht für dein krankes Kind, gehe hinein, hörst du?" Zögernd kehrt sie zum Hause zurück, wieder vergeht eine Stunde voll Sehnen und Harren — doch nun — ja nun kommen sie.

Erschütternd war der Eindruck, den wir empfingen, als wir später durch die schmale Thür eintraten. Wir hatten Mühe, durch das Getümmel, das in dem engen Raum herrschte, bis zu dessen Mitte vorzudringen. Fast alle Verwandten hatten sich eingefunden und bezeugten durch lautes Weinen und Klagen ihre Teilnahme. Dichte, von dem Herde aufsteigende Rauchwolken hüllten die Gestalten so ein, daß man sie bei der spärlichen Beleuchtung, die von einem trüben Oellämpchen ausging, kaum zu erkennen vermochte. In dieser Luft und bei solchem Lärm atmete ein todkrankes Kind, ja es atmete noch. Jetzt vor uns gewahrten wir es auf einer Matte, — doch — ist's möglich, kann dies Dhimi sein? Welch eine Starrheit in dem sonst so lieblichen Gesichtchen. Die Augen, die früher so fragend und oft so schelmisch in die Welt blickten, sind nur halb geöffnet, die Nase so spitz, die

Zähne fest zusammengepreßt. Regungslos starrt auch der ganze Körper.

In wildem Schmerz hat sich die Mutter neben ihr niedergeworfen. „Sie stirbt, sie stirbt, mein Kind stirbt!“ jammert sie unaufhörlich. Den Knaben hat sie in ihrem Leide vergessen, der liegt nicht weit davon und schreit nach seiner Mutter.

Wir versuchten, den Leuten begreiflich zu machen, daß sie sich stille verhalten müßten, und als es nun etwas ruhiger um uns her war, schienen sich einige der Frauen, die so laut gejammert hatten, zu besinnen und begannen den leblos scheinenden Körper zu reiben. Für einige Augenblicke kehrte das Bewußtsein zurück. Mit Anstrengung brachte sie wenige, nur dem Ohre der Mutter verständliche Worte hervor, sie verlangte nach Milch. Schnell versuchte man ihr etwas lauwarme Milch einzuflößen, die sie begierig hinunter zu schlucken suchte, aber ach, vergebliches Mühen, sie war es nicht im stande. Zugleich fiel sie wieder in die frühere Bewußtlosigkeit zurück, während der ganze Körper krampfhaft zuckte.

Nun begann wieder das Klagen der Umstehenden; eine der Verwandten, welche Dhimi besonders lieb hatte, rief jetzt laut: „Beten, beten.“ Wir knieten alle nieder und baten den Herrn, daß, wenn es sein dürfe, er doch das liebe Kind am Leben erhalten wolle, ihm zum Preise und den Eltern zur Freude. Sollte aber sein Wille anders sein, so möge er uns stille machen und besonders den Eltern Kraft geben, sich seinem heiligen Willen zu ergeben.

Am andern Vormittage kam der herbeigerufene Native*-Arzt, und nachdem er beide Kinder gesehen, nahm er uns alle Hoffnung, daß das ältere durchkommen werde: sie habe eine Art Starrkrampf, der zuweilen unter den Eingeborenen nach plötzlicher Er-

---

* Eingeborner.

kältung vorkomme, und von dem niemand, den er befallen, mit dem Leben davonkomme. Dennoch verordnete er noch Arznei, die wir im Laufe des Nachmittags der Kleinen einzugeben vergeblich versuchten. Ihr Zustand blieb derselbe. Immer gewisser wurde es uns am Abende, daß wir sie nicht lange mehr haben würden. Der Gedanke, das liebe kleine Wesen nun bald von uns scheiden zu sehen, war uns allen, die wir es kannten, ach, so schmerzlich. Niemals sollte mehr auf dieser Erde ihr liebliches: „Hallelujah, singe dem Herrn, o meine Seele!“ uns in Ohr und Herz tönen. Doch wollten wir es ihr nicht gönnen, daß sie es nun bald ihrem Heilande weiter singen würde, den sie, ihm sei Dank, hier schon kennen und lieben durfte? — Dem armen Mutterherzen freilich wollte sein heiliger Wille so bitter schwer eingehen, doch als wir vom gemeinsamen Gebet aufstanden, war sie stille geworden.

Am folgenden Morgen, als wir wieder unsere Schritte zu dem kleinen Hause lenkten, wußten wir, daß Dhimi entschlafen sei, denn schon hörten wir die eintönigen, fast schaurig klingenden Klagegesänge, welche die Eingeborenen bei Todesfällen anstimmen.

Es ist so traurig und will uns hart dünken, daß man hier die Lieben nach ihrem Abscheiden so schnell als möglich in die Erde betten muß, höchstens vierundzwanzig Stunden darf man sie im Hause behalten, das heiße Klima verlangt es so. Auch für unsere kleine Verstorbene wurden die Vorbereitungen zur Beerdigung sogleich getroffen, die nur darin bestanden, daß auf dem Friedhof ein kleines Grab gemacht wurde und einer der Angehörigen zu einem Kaufmanne ging, ein Stück weißes Zeug zu kaufen, um die kleine Leiche da hineinzuwickeln, die dann so in das Grab gelegt werden sollte.

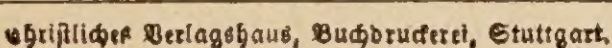
Die Wohlhabenderen unter den christlichen Kols lassen auch wohl schon Särge für ihre Toten

machen, allgemein gebräuchlich ist es jedoch, sie in Matten oder Zeug zu hüllen. (Die Hindus und heidnischen Kols verbrennen ihre Toten.)

Nachmittags um fünf Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung, dem der Missionar voranging. Mit Ausnahme der noch heidnischen folgten alle Verwandten und Nachbarn der kleinen Leiche, die von dem Bruder des Vaters hinausgetragen wurde. Unter Glockengeläut sangen wir auf dem Wege das Lied: „Jesus, meine Zuversicht," und unter Gesang haben wir die liebe kleine Dhimi in ihr letztes Ruhekämmerlein gebettet.

Kränze und Blumen auf ihre Gräber zu legen, ist bei den Kols allgemein noch nicht Sitte: nur am Ostersonntage, wenn wir alle zum Frühgottesdienste uns auf dem Kirchhofe versammeln, können wir viele geschmückte Gräber sehen.

Im Schatten eines Mimosenbaumes ruht nun die irdische Hülle unseres kleinen Kolmädchens und harrt ihres Ostertages, und dicht daneben die ihres Brüderchens, das wir nur drei Tage später begruben. Es war ein harter Schlag für die armen Eltern, beide Kinder so schnell hintereinander zu verlieren. Um Trost für sie war uns sehr bange. Werden sie treu bleiben ihrem Herrn Jesu, der sie dennoch ja gerade nun liebte, nun er ihnen hart erscheinen konnte? Ihm sei Dank, er hat sie getröstet. Ob sie auch gebeugt dahergingen und in ihrem leer gewordenen Hause nur die Stimme der Trauer und des Weinens ertönte, so sind sie doch nicht denen gleich geworden, die keine Hoffnung haben. Und heute, da der Herr ihnen wieder ein Kindlein in den Schoß gelegt hat, sind sie voll Lob und Preis seiner Gnade.



Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.





